

ZWISCHEN DEN ZEILEN – ZWEI POST-WERKJAHR-WERKJAHRE  
 VERNISSAGEREDE, 7. MÄRZ 2002, TANGENTE, ESCHEN

Matthias Ospelt

Sehr verehrte Anwesende,

Zwei Gedanken zu Beginn:

*Vernissage-Reden sind unnütz. Hochgradig unnütz. Geradezu widernatürlich. Sie halten das Leben auf. Halten einem vom Trinken ab. Teilen die Welt in Dummschwätzer und Weghörer. Kluglauscher und Zumäuler. In Nicht-Künstler und Nicht-Käufer.*

*Ich hasse Vernissage-Reden. Und ich hasse es, Vernissage-Reden zu halten. Vielmehr noch hasse ich es aber, Vernissage-Reden zu schreiben. Vor allem, wenn der ausstellende Künstler ein guter Freund ist, dessen Kunst ich sehr verehere und dessen Schaffen Haus und gute Stube ziert. Ich hasse es, Bilder anzupreisen, die ich selber gerne hätte, mir selber aber gerade just zum Zeitpunkt der Vernissage nicht leisten kann und dann zuschauen muss, wie mir einer vor der Nase den roten Punkt draufsetzt, nur weil er mir eine bezahlte Gasrechnung voraus ist. Vernissage-Reden-Halten für Bilder, die man mag, grenzt an Schizophrenie. Vergleichbar nur mit der Hilfe, die man einem Kollegen bei den Vorbereitungen zu seinem Bewerbungsgespräch zu einer Arbeit zukommen lässt, für die man sich selber beworben hat. Vernissage-Reden-Halten für Bilder, die man gerne hätte, ist vergleichbar mit der Liebeslyrik des Cyrano de Bergerac.*

*Und ich bin bereits bestens verheiratet.*

Und noch eins.

*Wie wäre es, wenn der Künstler zur Abwechslung einmal ein Jahr vor der Vernissage zum Vernissage-Redner ginge und ihn fragte, über was er denn gerne schreiben täte?*

Warum ich dennoch rede?

Weil man einem Freund keine Bitte ausschlägt.

Und weil ein Freund, der keine Bilder verkauft, auch kein Geld hat, um Freunde zum Essen einzuladen.

**ZWISCHEN DEN ZEILEN – ZWEI POST-WERKJAHR-WERKJAHRE**

Über diese Ausstellung zu sprechen, bedingt, sich die Werkjahrausstellung von vor zwei Jahren nochmals in Erinnerung zu rufen. Das Bild am Eingang ist dazu die Initiale.

**Sude 2000 - Sude 2002:** Dieselbe Jahreszeit, dieselbe Tageszeit, derselbe Ort. Beim Eintreten der Eindruck des Déjà Vues. Der Eindruck, es sei alles, wie es war. Als wäre nichts passiert. Als wären die vergangenen zwei Jahre gar nicht vergangen. Als wäre der 11. September, um ein Datum zu nennen, nie geschehen. Und würde noch geschehen. Und man wüsste von nichts. Und das Bild am Eingang wäre Mahnung. Dasselbe Bild.

Eigentlich müsste die Ausstellung einen äusserst komplizierten, bedeutend philosophischeren Titel als ‚Zwischen den Zeilen‘ haben: Einen Titel, der darauf hinweist, dass die Ausstellung zwischen zwei Bildern liegt. Beziehungsweise: zwischen zwei- und demselben Bild. Zwischen ‚statt Menschen‘ 2000 und ‚statt Menschen‘ 2002. Wobei der Künstler nichts daran verändert hat. Was es über jede Korrektur erhebt. Er es stattdessen einfach noch einmal

hingehängt hat. Und sagt: Lest! Zwischen den Zeilen. Weil sich die Welt geändert hat. Nicht das Bild.

„**Veränderung**“, „**Entwicklung**“, „**Weiterentwicklung**“. Dies waren die Begriffe der Werkjahrausstellung 2000. Und auch jetzt prägen sie das Schaffen von Stefan Sude. Trotz des Bildes am Eingang ist er nicht am Eingang stehen geblieben. Hat nicht das Vorgelegte nochmals durchexerziert. Hat dort ein wenig abgekratzt und dort ein wenig retuschiert. So nicht!

*statt Menschen*. Das bereits erwähnte, grossformatige Ölbild am Eingang der Tangente war damals der Schlusspunkt einer Phase. Einer Entwicklung. Und ist mit dem Abschluss zum Angelpunkt geworden. Und ist jetzt Ausgangspunkt. Auch deshalb hängt es am Beginn der Ausstellung.

„*Künstlerisches Arbeiten*“, sagt Stefan Sude, „*ist rhythmisch*.“ Wobei die Bewegung für ihn sowohl nach vorne als auch nach hinten geht. Sein Schaffen ist ein **Einpendeln**. Und die heutige Ausstellung ist eine Momentaufnahme in dieser Pendelbewegung. Sie steht, wenn man so will, zwischen zwei Ausstellungen. Derjenigen des abgeschlossenen Werkjahres und einer, die erst noch kommt und etwas anderes abschliessen wird. Die den Abschluss einer Entwicklung bedeutet.

Noch ist dieser Abschluss nach Bekunden des Künstlers in weiter Ferne und es freut, dass uns der Künstler unmittelbar teilhaben lässt an diesem Entwicklungsprozess. Das ist ungewöhnlich, dass einer das tut. Sich dadurch durchaus auch Blößen gibt. Interessant ist es allemal: Manches, was wir heute sehen, werden wir zum allerletzten Male sehen. Und an manches werden wir uns später als Vorbereiter erinnern. Und einiges wird bleiben. Stefan Sude präsentiert uns nichts Ausgereifenes. Fertiges. In sich Abgeschlossenes.

Was er uns zeigt, sind Resultate einer Weiterentwicklung. Gleichzeitig will er diese Resultate aber NICHT als Qualität dargestellt wissen. Ihm geht es um das Ausloten von Möglichkeiten seiner Arbeit. Was geht? Und was ist **auch noch** möglich?

Es ist ein Spiel mit den eigenen Möglichkeiten. Und man möchte ihn darum beneiden.

Er sucht ein Fundament. Sein Fundament.

Dabei macht er die Entdeckung, dass er viele Elemente - unbewusst - bereits vor zehn Jahren verwirklicht hat. Dass sich eine Grundkonsequenz wie ein roter Faden durch sein Schaffen zieht. Und diesen nimmt er auf.

*Meine Heimat*. Das so idyllisch scheinende und so unerklärlich boshaft wirkende Ölbild am Eingang zu diesem Raum.

Es spielt mit den vertrauten Elementen der letzten Jahre, dem Gegenständlichen, dem fast bieder der Natur und der herrschenden Idylle Abguckten und Entrissenen, der mastigen Symbolik, den Anspielungen, der bitteren Ironie. Da ist man versucht, den ‚typischen Sude‘ zu finden. Doch bietet es auch eine neue Bildersprache. Eine Abkehr von Bewährtem.

Wo sind denn die Leute, Herr Sude? Möchte man fragen. Wohnt denn da gar keiner mehr? Was wahr ist: Ein entscheidendes Element seiner früheren, im Expressionismus verankerten Bildsprache ist verschwunden.

Und dann blickt man sich um. Blickt in die anderen Bilder. Und entdeckt kaum mehr einen Menschen. In der Graphik *Stille Nacht* stehen noch welche am Fenster, doch die werden bald verbrennen. Im Holzschnitt *Melancholie* liegt noch eine, doch auch die wird bald sterben. In *statt Menschen* sind welche, doch dort herrscht das Chaos. In *Zwischen den Zeilen* sind zwei

und die rennen im Kreis. Nur einer steht da und wirkt noch wirklich lebendig: der Künstler - im *Selbstporträt*. Doch im Hintergrund türmt sich bereits, was zum zentralen Thema wird: Kuben. Sogenannte Häuser. Zu Türmen aufgeschichtet. Ineinandergeschachtelt. Kaum mehr voneinander zu unterscheiden:

*statt Menschen, Hillside Park, die Stadtrhythmen, Monolythen, Die Digitale Stadt, Monokultur*, aber auch *Das Goldene Viertel* und *Winter*.

Das Haus - oder besser: die selbstgewählte Art der Behausung - ist zum tragenden Symbol geworden. Darin manifestiert sich Lebensart. Das Leben an sich. Stand für Stefan Sude früher die Position des Beobachters im Vordergrund und kommentierte er, was er des Kommentierens für notwendig empfand, so mischt er sich nun bewusst ein und wirkt aktiv. *Die Digitale Stadt* ist nicht mehr blosser **Beobachtung**, sie ist ein politisches Statement. Hervorgerufen durch eine starke Versachlichung in der Bildsprache: Unsere Welt ist eine Scheibe. Eine CD. Unser Leben ist in diese Scheibe gebrannt. Wir sind Informationsschicht. Vernetzt. Aber in radikal-vereinfachten sozialen Strukturen. Und über alles wird eine Deckschicht geklebt. Aus. Die **Vernetzung** ist abgeschlossen.

Gäbe es da nicht den Fluss. Die **Bewegung**. Betrachten wir *Die Digitale Stadt* und *Zwischen den Zeilen*, dann spüren wir die Drehbewegung, um der es dem Künstler geht. Ein Drive, der weitergeführt wird in einen Rhythmus, dem *Stadtrhythmus*. Dem Pulsschlag unseres Lebens.

Erscheint uns die Vorstellung der Welt als digitale Scheibe negativ, so kann der Künstler dem uns allen innewohnenden Rhythmus durchaus Positives abgewinnen.

*Bewegung*, sagt er, *hat immer stattgefunden und wird immer stattfinden*. Ganz egal, was der Mensch meint, tun zu müssen. *Bewegung ist autonom*. Ein Naturgesetz. Und um weiterzukommen, braucht es Ausschläge. Nach oben und nach unten. *Mittelmass ist Stillstand. Ohne Tod gibt es kein Leben*.

Und um den Bogen zu *statt Menschen* zu spannen: Im vermeintlich grössten Elend gibt es Dinge, die sich der Zerstörung widersetzen. Im Bild sind es die Türme. Sinnbild für ein Grundgerüst. Das kulturelle Erbe. Sie überdauern alles. Den Menschen sowieso.

Betrachten wir in diesem Sinne die beiden querliegenden *Stadtrhythmen*, so nehmen wir eine Beruhigung wahr. Ein Einpendeln. Eine meditative Weltbeschau. Und fast wünschte man sich, das Land würde hier grosszügig einkaufen und der *Stadtrhythmus* würde bald in jeder Amtsstube der Landesverwaltung hängen.

Für Stefan Sude war eine solche Beschränkung in der Bildgestaltung notwendig. Er meinte sogar, dass seine frühere Bildgestaltung gerade bei der Ausführung der Gedanken zur Vernetzung die Bilder vor lauter Erzählfreude zum Platzen gebracht hätte.

Die Werkjahrausstellung des Jahres 2000 befasste sich sehr eng mit dem Themenkreis „Leben, Liebe, Tod.“ Bilder, die ich hierzu nochmals in Erinnerung rufen möchte, wären: *Tryptichon, Reigen, Strandgut, Fisch frisst Fisch, Feierabend, Sonnenuntergang*. Das Bild, das damals die Einladungskarte schmückte)

Es war ein philosophisches Thema, welches der Künstler mit viel Ironie angegangen war. Die Ironie der Bilder dieser Ausstellung ist noch da. Sie ist aber ein wenig zurückgetreten. Ist nicht mehr so oberflächlich. Oberflächlich. Sie steckt eher zwischen den Zeilen. Auch zwischen den Häuserzeilen. Zwischen den Schichten. Zwischen den Polen.

Die Motivation dazu entstammt einem spielerischen Trieb. Und dieser zeigt sich nicht nur inhaltlich, sondern auch formal. In unzähligen Wechselwirkungen:

*Hillpark Side* zum Beispiel, welches wir in drei verschiedenen Versionen finden  
*Die Hure Grosstadt*, ebenfalls in drei Versionen  
die *Stadrhythmen*  
oder den spiegelverkehrten *Winter* und *Das Goldene Viertel*

War 2000 inhaltlich eine **Bestandsaufnahme** dessen, wie wir mit uns, mit allem umgehen, so zeigt 2002 in 25 Bildern, 15 Graphiken und 10 Ölbildern, die **Auswirkungen** unseres Tuns.

Zum Ende der Werkjahrausstellung meinte der damalige Vernissage-Redner, der der damaligen Aufgabe sehr gerne nachkam, da ja bekanntlich ein malender Freund, der keine Bilder verkauft, auch kein Geld hat, um seine Freunde zum Essen einzuladen:

„Nicht immer gelingt es Künstlern, die eigene Entwicklung selber zu begreifen, geschweige denn sie im Kunstwerk so aufzuzeigen, dass sie nachvollziehbar wird. Nicht zuletzt gehört zum Werkjahr auch das Scheitern. Kunst entzieht sich oft genug einer Planung. Ich glaube aber nicht, dass Stefan Sude gescheitert ist. Im Gegenteil. Ihm ist es gelungen, uns mit seiner Ausstellung sein Werkjahr plastisch vor Augen zu führen. Und damit eine Entwicklung. Und damit zeigt er uns, was ein Werkjahr vermag.“ Und mit der jetzigen Ausstellung zeigt er uns, was ein Künstler vermag, der diszipliniert an sich weiterarbeitet und in all der Diszipliniertheit dem Schalk genügend Freiraum gibt.

Ich denke, wir sehen uns wieder!

*M. Sude*

7.3.2002